

Fremde im Neuland

Geduldet, unerwünscht oder willkommen? Eine Reportage über Flüchtlinge in Dresden, Integrationsversuche, Bürokratie und Kulturunterschiede

text&foto:Charlotte Kaiser



Im Abteil 204 des ICE 39 bricht Chaos aus. Ein Dutzend dänischer Polizisten mit Spürhunden stürmt den Zug aus Hamburg, der irgendwo zwischen Vordingborg und Naestved unplanmäßig zum Halten kommt. Kinder und Frauen beginnen zu weinen. Einige Passagiere versuchen sich unter Reisekoffern und Sitzen zu verstecken. Ein Familienvater aus dem Irak, mit dem ich mich eben noch in einem Deutsch-Englisch-Mix unterhalten habe, springt auf, greift seine zwei kleinen schwarzhaarigen Söhne und zieht sie unter den nächsten freien Tisch.

Wird hier ein Actionfilm gedreht? Nein, dies ist alles Realität. Ich sitze im Zug nach Kopenhagen, in den ich am Hamburger Hauptbahnhof eingestiegen bin. Meine Gedanken an die kommende Woche in Dänemark, in der ich an einem Performance-Festival teilnehmen werde, und an die nächste Klausur im Leistungskurs Deutsch werden schlagartig unterbrochen. Die Polizisten in meinem Abteil beginnen, die Ausweise sämtlicher Reisender zu kontrollieren. Erst langsam verstehe ich, nach wem sie suchen – nach Flüchtlingen. „Die wollen alle nach Schweden“, erklärt mir ein etwa 30-jähriger Däne, der mit seiner Familie ein Wochenende in Hamburg verbracht hat, „dort sind die Gesetze liberaler“.

Es wird diskutiert, geweint, geschrien. Die Polizisten bleiben freundlich, aber bestimmt. Die etwa 20 Flüchtlinge in meinem Abteil müssen den Zug verlassen. Was mit ihnen geschieht, bleibt offen. Eine Stunde später ordert die dänische Familie neben mir Radeberger Bier und halbtrockenen Rotkäppchen-Sekt. Alles scheint wieder nach Fahrplan zu laufen – nur das gedrosselte Tempo des Zuges erinnert an das eben Geschehene.

Was mir bis vor kurzem noch so weit weg erschien, ist plötzlich in unmittelbare Nähe gerückt. Der Flüchtlingsstrom, den Politiker wie Horst Seehofer oder Bodo Ramelow sogar als Völkerwanderung bezeichnen, ist auf einmal in meinem Leben angekommen. Was wird er aber für „meine“ Stadt Dresden bedeuten? Trotz der vielen Menschen, die sich ehrenamtlich oder beruflich für Flüchtlinge engagieren, spüre ich vielerorts Angst und Befangenheit vor dem Fremden, mitunter sogar Hass in der Bevölkerung zwischen Bühlau und Gorbitz. Diese Stimmungslage ist längst nicht mehr nur bei den montäglichen Spaziergängen der PEGIDA-Anhänger zu registrieren. Um mir ein Bild von den Veränderungen in der Stadt sowie meinen neuen Nachbarn zu machen, begeben sich mich auf eine Reise an die Brennpunkte des Geschehens. Dorthin, wo hinter Zäunen und anonymen Türschildern Flüchtlinge versuchen, in Dresden eine neue Heimat zu finden.

Wenn man Jürgen Mannke Glauben schenkt, müssten alle weiblichen Teenager schon längst vor Angst zittern. Der Chef des Philologenverbandes Sachsen-Anhalt warnt im Interview mit der Mitteldeutschen Zeitung vom 6. 11.2015 junge deutsche Frauen vor muslimischen Männern, da es durch den Männerüberschuss bei den Flüchtlingen verstärkt zu sexuellen

Belästigungen oder gar Übergriffen komme. Das sind Töne, die man ansonsten nur von PEGIDA-Anhängern oder AfD-Politikern wie Björn Höcke hört. Um mir eine eigene Meinung zu bilden, gehe ich dorthin, wo der „Männerüberschuss“ am deutlichsten ist – in eine Dresdner Turnhalle am Terrassenufer, in der 40 Männer aus Afghanistan und Syrien im Alter zwischen 17 und 55 Jahren untergebracht sind.

Alles nur Männer!?

Amir ist ein 45-jähriger Syrer aus Damaskus. Er ist Ehemann von vier Frauen. Eine befindet sich auf dem Weg nach Deutschland, die anderen drei sind zunächst in der syrischen Hauptstadt geblieben. Während ich für die Männer in der Turnhalle schwarzen Tee koche und das Sodexo-Mittagessen vorbereite, beginnt Amir auf seiner Oud zu spielen. Zwischen leeren Assietten und Schlafsäcken sitzt er in einen Morgenmantel gehüllt, unter dem ein blau-weiß gestreifter Pyjama hervorscheint. Müdigkeit und Erschöpfung zeichnen sein Gesicht. Aber beim Spielen der kleinen, bauchigen Laute wirkt er beinahe glücklich. Nicht immer sei die Stimmung so gelöst, erzählt mir die Koordinatorin der Heilsarmee, welche die Betreuung dieser Notunterkunft übernommen hat. Am Vorabend kam es beim Shisha-Genuss zu Auseinandersetzungen. Liberalere Moslems gönnen sich

durchaus dieses Vergnügen, während Strenggläubige das Rauchen kategorisch ablehnen und versuchen, ihre Wertvorstellungen auch in der zukünftigen Heimat durchzusetzen. Die unterschiedliche Auslegung des Korans ist eines der größten Probleme zwischen den verschiedenen Flüchtlingsgruppen. Während mir ein junger Syrer stolz seine weichgezeichneten Hochzeitsbilder zeigt, die er in einem Fotoalbum mit sich trägt, gibt mir ein Anderer zur Begrüßung noch nicht einmal die Hand. Allerdings habe ich nach ein paar Stunden das Gefühl, dass meine Hilfeleistung von den Männern respektiert und geschätzt wird, auch wenn mich einige zu übersehen scheinen. Gegen Abend macht eine Nachricht die Runde, dass die Turnhalle in den nächsten Tagen geräumt werden muss, da sie nun doch für Schulkinder gebraucht wird. Die Männer nehmen diese Mitteilung überaus ruhig auf, alle hoffen auf die Unterbringung in Wohnungen.

Am Tag des Umzugs begleite ich die Flüchtlingsgruppe zum Dresdner Sozialamt in die Junghansstraße. Wir warten in einem großen, kahlen Raum, es herrscht absolute Stille. Nach einiger Zeit werden die Männer in Fünfer-Gruppen eingeteilt. Ein arabisch sprechender Dolmetscher ist anwesend, auf den nun plötzlich ein Schwall von Fragen einströmt. Amir und vier seiner Landsleute haben Glück: Ihnen wird eine gemeinsame Wohnung zugewiesen. Nach Übergabe der Adresse sind sie allerdings völlig auf sich allein gestellt und müssen den Weg zur neuen Bleibe selbstständig finden. „Viele haben schon vor dem Ankommen in ihrer Wohnung eine Anzeige am Hals, da sie einfach nicht wissen, wo und wie sie ihre Fahrkarte kaufen können“, erfahre ich einige Tage später von einer Sozial-

Wird hier ein Actionfilm gedreht? Nein, dies ist alles Realität.

betreuerin des Sächsischen Flüchtlingsrates.

Bevor ich Amir und seine Mitbewohner zur neuen Wohnung führe, fahren wir zuerst in die Nähe des Lennéplatzes, um den Schlüssel in Empfang zu nehmen – ein Schlüssel für fünf Personen; das wird auch über Monate hinweg so bleiben. Dann geht es weiter zum Stadtteil Prohlis. Die Nachricht, dass sie künftig in einem Problembezirk mit vielen ausländerfeindlichen Vorfällen untergebracht sind, stecken die Fünf scheinbar locker weg. Sie scherzen und versuchen das Wort „Prohlis“ auszusprechen. Und doch bemerkt einer sarkastisch: „Du kannst ja mal in ein paar Tagen vorbeikommen und nachschauen, ob wir noch leben.“ Ich selbst befinde mich in einem Zwiespalt. Soll ich die Gruppe vor nächtlichen Spaziergängen „warnen“ oder beunruhige ich sie damit nur und dämonisiere die Situation? In Prohlis angekommen, empfinde ich erst einmal Erleichterung – das Hochhaus befindet sich direkt gegenüber einer zentralen Haltestelle und Einkaufsmöglichkeiten liegen in nächster Nähe. Meine Euphorie schwindet allerdings, als wir die 3-Zimmer-Wohnung betreten. Die Lattenroste der Betten sind herausgebrochen, der Boden ist stark verschmutzt und die Küche steht knöchelhoch unter Wasser; der Kühlschrank ist ausgelaufen. Backofen oder Herd fehlen. Die Männer lassen sich nichts anmerken. „Wir müssen“, scherzt Amir, „eben erst einmal putzen.“

Als ich spätabends meine eigene Wohnung betrete, fühle ich

mich vor allem hilflos. Noch in der Nacht schreibe ich eine Mail an die zuständige Hilfsorganisation und bitte um das Notwendigste. Am nächsten Tag erreicht mich eine glückliche SMS von Amir: „Wir können Tee kochen! Haben gerade eine kleine Herdplatte bekommen.“ Drei Wochen später mache ich mich erneut auf den Weg nach Prohlis. Die „Flüchtlingsströme“ sind nun auch hier angekommen. Neben dem Bäckerladen wird zwei jungen dunkelhäutigen Männern „Ausländer raus! Haut ab hier!“ hinterhergebrüllt. Im ersten Moment bin ich sprachlos. Die anderen Passanten ignorieren den Vorfall. Zwei Frauen mit blondierten Haaren schauen noch nicht einmal von ihren Smartphones auf. Ist Rassismus und Gleichgültigkeit hier Alltag geworden? Ich folge der sich überschlagenden Stimme und spreche einen etwa 50-jährigen Mann an, der eine schwarze Sporttasche in der Hand hält. „Die sind doch nur wegen dem Geld hier!“, wird meine Frage nach dem Grund seines verbalen Angriffs beantwortet. Mit einem mulmigen Gefühl gehe ich zum Hochhaus. Der zuständige Sozialbetreuer erwartet mich. Zusammen fahren wir im kleinen Fahrstuhl in die sechste Etage. „Ich bin vor 10 Jahren aus Syrien nach Deutschland gekommen“, berichtet er, „damals habe ich noch nicht solch eine Aggressivität gegen Ausländer erlebt.“

Als wir die Wohnung betreten, schlägt uns eine gewaltige Deo-Wolke in die Nase. Amir flüstert mir leise zu, dass in der



Am Limit: Leben zwischen Warten und Schlafen in einer Erstaufnahmeeinrichtung

Wohnung das Rauchen verboten sei und sie deshalb den Männer-Duft versprüht haben. Die Räume sind sauber, alles ist geputzt. „Kontakte aufzubauen ist schwierig. Viele tun so, als würden sie uns überhaupt nicht wahrnehmen. Da fühle ich mich schon oft fremd.“, erzählt einer der Syrer. Doch es gibt auch Zeichen des Aufeinanderzugehens: „Als ich mich gestern hier in Prohlis verlaufen habe, hat mich ein junger Mann bei der Hand genommen und mich wieder an unser Haus gebracht“, Amirs Augen strahlen bei seinem Bericht.

Die Stimmung zwischen den Fünf ist allerdings spürbar angespannt. Amir fühlt sich einsam. Die Anderen, so erzählt er mir später, seien ungebildet und würden ihm das Oud-Spielen verbieten. Außerdem, so erfahre ich schließlich, seien alle unzufrieden mit dem Sozialarbeiter. „In allen Zimmern sind Kakerlaken, und er unternimmt nichts dagegen“, merkt einer der Männer verständnislos an, als er mir die riesigen Schaben zeigt. Gegen Abend sitze ich mit Amir auf dem Balkon, er spielt traurige Melodien auf seiner Oud und möchte mich auf einen Whisky einladen. Der Musiker macht mir Komplimente und fragt mich, ob ich seine „deutsche Frau“ werden möchte. Er ist weder aufdringlich, noch übergriffig, es klingt nach einer ernst gemeinten Frage. Ich tue sie mit einem Lächeln ab, mir sind unsere unterschiedlichen kulturellen Gepflogenheiten bewusst. Niemand kann in so kurzer Zeit seine Lebensweise komplett verändern, trotzdem sind Integration und eine gewisse Anpassung notwendig, um in einem fremden Land neu beginnen zu können. Vier der fünf Männer besuchen bereits regelmäßig einen Deutschkurs. Sie wollen hier bleiben. „Ich habe Syrien vergessen, als ich es verlassen habe“, sagt einer. Beim Verabschieden fällt mein Blick auf den Tisch im Wohnzimmer. Dort dreht eine kleine Pyramide ihre Runden und eine bestickte erzgebirgische Tischdecke kündigt vom bevorstehenden Weihnachtsfest.

Eine deutsch-syrische Weihnachtsgeschichte.

Einige Tage später befinde ich mich in einer modernen Weihnachtsgeschichte. Ich besuche das syrische Flüchtlingspaar Hasan und Shirin, beide 27 Jahre jung, und voller Vorfreude auf ihr erstes Kind, das sie wenige Tage vor Weihnachten erwarten. Sie sind zusammen mit dem 15-jährigen Cousin Yusuf im August 2015 nach Deutschland gekommen. Die drei wohnen in einem kleinen Dorf in der Nähe von Dippoldiswalde. Das Ehepaar Schmidt hat ihnen seine Ferienwohnung im eigenen Haus zur Verfügung gestellt. Allerdings hätten die Schmidts, erfahre ich im Gespräch mit ihnen, eine Frau, die Kopftuch trägt, nicht bei sich aufgenommen. Insgesamt leben derzeit 2173 Asylbewerber im Landkreis Sächsische Schweiz-Osterzgebirge (Stand: 30.11.2015). Die drei sind allerdings bis jetzt die einzigen Ausländer in der knapp 100 Einwohner fassenden Ortschaft. Kennengelernt habe ich sie bereits zwei Monate zuvor. Zu diesem Zeitpunkt waren sie in der Erstaufnahmeeinrichtung in Heidenau untergebracht. „Wir sind so glücklich, endlich eine eigene kleine Wohnung mit einer Küche zu haben“, erzählt mir Hasan er-

leichtert. Das erste Gericht in der eigenen Küche sind Spagetti. Als hochschwangere Frau war es für Shirin alles andere als einfach, in dem umfunktionierten Baumarkt zu leben. Um die Dixi-Toiletten zu erreichen, brauchte es einen 10-minütigen Fußmarsch. Erst in den letzten Tagen ihres Aufenthaltes in der Erstaufnahmeeinrichtung wurde Shirin die Möglichkeit eingeräumt, die näher gelegenen Mitarbeitertoiletten zu nutzen. Die Betten, zirka 20 Zentimeter hohe Pritschen, waren eine Qual für die Schwangere. Jedoch haben die Beiden sich bei unseren Treffen nie beklagt, sie stellten sich den schwierigen Bedingungen.

Am ersten Adventssonntag fahre ich mit den werdenden Eltern zu mir nach Hause. Kaum haben wir Platz genommen, bitten sie mich, mit ihnen Deutsch zu üben. Bei der grammatikalischen Erklärung von Präpositionen und Pronomen stoße ich an meine Grenzen. Am Nachmittag unternehmen wir einen kleinen Spaziergang an die Elbe. Auf dem Weg vom Körnerplatz bis zum Flussufer bemerke ich, wie die Dresdner uns anstarren. Hasan trägt keinen Vollbart, Shirin kein Kopftuch und trotzdem erregen sie im bürgerlichen Stadtteil Loschwitz Aufmerksamkeit. „Shirin soll niemals ein Kopftuch tragen, es

sei denn, sie möchte es“, erklärt mir Hassan. Sie sind Kurden und leben, so drückt er es aus, einen „soften“ Islam. „Wir trinken abends gerne mal ein Glas Wein und beten nicht fünfmal am Tag. Trotzdem sind wir gläubig“, beschreibt

Hasan ihre Lebensweise. Er zeigt mir ein Bild von sich und seinen besten Freunden. Sie sitzen lachend in einer Kneipe in Aleppo. Mittlerweile sind sie über ganz Europa verstreut. „Ich hoffe so sehr, dass wir uns alle irgendwann wiedersehen können“, sagt Hasan leise. Nach fast drei Monaten in der Erstaufnahmeeinrichtung kam ihnen die Nachricht der Verlegung wie ein Wunder vor. Auch in Heidenau sei es unter den Flüchtlingen oft zu Reibungen gekommen. „Manche Muslime sind um fünf Uhr frühmorgens aufgestanden und haben angefangen sehr laut zu beten“, erzählt Shirin, „das hat natürlich zu Streit geführt“.

Bei meinem ersten Besuch in Heidenau werde auch ich Zeugin einer explosiven Situation unter den Asylanten. Der Verein „Happy Box“ hat mehrere hundert Kartons mit Geschenken gesammelt, um diese zu verteilen. Bei der Vergabe wird gedrängelt, geschubst und geschlagen, Frauen und Kinder zu Boden geworfen, bis die Polizei gerufen werden muss. Dass Verzweiflung sowie Aggressionen unter den Flüchtlingen so groß sind, dass sie sich um kleine Geschenke in Schuhkartons streiten, hätte ich mir nicht vorstellen können. Schon bei meiner Ankunft bin ich von der Situation überrascht. Kaum habe ich den Vorplatz betreten, umkreisen mich zehn arabisch aussehende Männer. Sie wollen mit mir reden und Fotos machen. Ich führe angeregte, unbefangene Gespräche und mit der Zeit schwindet meine Unsicherheit. Auf dem Rückweg werde ich allerdings von einem jungen Mann, mit dem ich mich zuvor unterhalten habe, verfolgt. Er versucht mich festzuhalten und mich zu küssen. Auf meine Abwehr reagiert er nicht. Irgendwie gelingt es mir, mich loszureißen und zur S-Bahn zu rennen.

„Ich hasse es, hier nichts tun zu können und Geld zu bekommen, ohne zu arbeiten“



Nur eine Illusion?



Deutsch mit Isaac im BSZ für Elektrotechnik Dresden

Solche Geschehnisse darf man unter keinen Umständen verallgemeinern, aber man sollte sie auch nicht verschweigen. Dass in der arabischen Männerwelt oft ein für uns nicht zu akzeptierendes Frauenbild herrscht, ist kein Geheimnis. Die Anpassung an unsere Normen und Werte wird Zeit brauchen, sie ist aber wesentlich, um in Deutschland leben zu können.

Hasan und Shirin können solche Verhaltensweisen absolut nicht verstehen. Beide haben in ihrer Heimatstadt Aleppo die Universität besucht, Shirin hat Betriebswirtschaft studiert, Hasan ist Bauingenieur, den Beginn seines Deutschkurses hat er tagtäglich herbeigesehnt: „Ich hasse es, hier nichts tun zu können und Geld zu bekommen, ohne zu arbeiten“, betont er. Erst wenn eine langwierige und äußerst bürokratische Antragstellung beim Landratsamt sowie vom Jobcenter positiv beschieden wird, könnte er einige Male im Monat bei dem Bäcker der kleinen Ortschaft nachts Brötchen backen – das Angebot des Bäckers steht. Für ihre Flucht haben Hasan, Shirin und Yusuf insgesamt rund 10.000 Euro gezahlt, eine enorme Summe für syrische Verhältnisse. „Die Familie und Freunde haben uns geholfen“, berichtet Shirin und den Tränen nahe fügt sie hinzu: „Und wir haben meinen Goldschmuck, den ich traditionell zur Hochzeit geschenkt bekam, verkauft.“ Am Sonntag, den 20. Dezember 2015 ist es soweit, die kleine Delvera erblickt im Krankenhaus Pirna das Licht der Welt – die Weihnachtsgeschichte hat sich erfüllt.

Die eigene Wohnung sowie die Unterstützung des Ehepaares Schmidt beim Zurechtfinden im neuen Alltag sind für die kleine Familie ein Glücksgriff und bei weitem nicht Normal-

ität. Mehrere Dresdner Familien kümmern sich um die Vier und manchmal, so ist zumindest mein Eindruck, fällt es ihnen schwer zu entscheiden, welche Rundum-Betreuungsoffensiven sie auch mal ablehnen dürfen. Ganz anders sieht die Situation bei der palästinensischen Familie Ouanes aus.

Bildung statt Bürokratie!

Der 17-jährige Isaac und die 19-jährige Jana lachen aus vollem Halse, während auf der Leinwand von „ficken“, „saufen“ und „kiffen“ die Rede ist. Wir sitzen zusammen im Kinofilm „Fack ju Göhte 2“ (die Beiden haben ihn ausgesucht) und essen salziges Popcorn. Kennengelernt habe ich sie in einem völlig anderen Umfeld: als Kinder streng muslimischer Eltern. Die staatenlose, achtköpfige Großfamilie stammt ursprünglich aus Palästina, allerdings ist schon der Vater in einem UN-Flüchtlingscamp im Libanon geboren worden. Mittlerweile wohnen sie seit zehn Monaten in einer 3-Zimmer Wohnung in Dresden-Leuben. „Die zwölfwältige ‚Schlauchbootreise‘ von Ägypten nach Italien habe ich mit einem Metallklotz auf dem Kopf verbracht“, schildert Jana die Strapazen, „dies sollte zur Stabilisation des Bootes beitragen.“ Vor ein paar Wochen musste sie an den Folgen des auf ihrem Körper lastenden Gewichtes operiert werden. Die Palästinenserin absolviert ein Praktikum als Krankenschwester an der Universitätsklinik. Das Kopftuch, welches sie trägt, muss sie bei der Arbeit ablegen. Das fällt Jana außerordentlich schwer. Ein zur Hilfe genommenes Basecape ist kein akzeptabler Ersatz für sie. Isaac besucht jede Woche für ein paar Stunden das Gym-

nasium Bürgerwiese. Außerdem belegen beide am BSZ für Elektrotechnik einen Deutschkurs, zu dem ich sie begleiten durfte. An den Wänden des Klassenzimmers im Souterrain hängen Vokabeltabellen und Grammatikerklärungen. Eine etwa 30-jährige, streng und energisch wirkende Frau unterrichtet die zirka 18 Schülerinnen und Schüler unterschiedlichen Alters und Nationalität. „Zuspätkommer“ müssen mindestens 20 Minuten vor der Tür warten, bevor die Lehrerin sie hereinziert. Die Stimmung ist trotzdem ausgelassen und fröhlich, aber durchaus konzentriert. Ein 25-jähriger Syrer scherzt nach einer Höraufgabe, dass er durch den starken „sächsischen Dialekt“ nichts verstanden hätte. Isaac geht der Unterricht zu langsam voran. „Durch meine Teilintegration am Gymnasium Bürgerwiese lerne ich dort viel mehr als hier in meinem Deutschkurs“, erklärt er, „mein größter Wunsch ist es, das Gymnasium wie meine deutschen Klassenkameraden täglich besuchen zu dürfen und endlich Abitur machen zu können!“

Warum kann er eigentlich nicht zu uns kommen? Warum gibt es an unserer Schule keine DAZ-Klassen (Deutsch als Zweitsprache)? Warum eröffnet das Evangelische Kreuzgymnasium asylsuchenden Schülern nicht die Möglichkeit, bei uns zunächst teilintegriert zu werden? „Wir haben uns sehr bemüht, zwei Kinder aus Beirut zu uns an die Schule zu bekommen“, klärt mich unsere Schulleiterin Gabriele Füllkrug auf. „Nun wurde der Familie jedoch eine Wohnung in Bischofswerda angeboten. Da wäre der Schulweg leider zu weit.“ Generell habe sie das Gefühl, dass die Behörden sich bei der Kontaktherstellung schwertun. Die Schulbehörde würde festlegen, an welchen Schulen DAZ-Klassen eingerichtet beziehungsweise ausländische Kinder integriert werden. Ein weiterer wichtiger Punkt sei die sprachliche Barriere. „Unser Gymnasium hat ein hohes Niveau. Nur wer die deutsche Sprache bereits gut beherrscht, würde den Anforderungen gerecht werden können.“ Aber vielleicht, so mein Gedanke, ginge es zunächst nicht um das Erfüllen von Anforderungen, sondern um die Möglichkeit durch Teilnahme am Unterricht schneller Deutsch zu lernen und deutsche Jugendliche überhaupt erst einmal kennenzulernen.

Ich begleite Isaac zu einem Termin bei der Sächsischen Bildungsagentur. Dort scheint sich anfangs niemand für sein Problem zu interessieren. Nach einigem Hin-und-Her bitte ich, den Chef sprechen zu dürfen. Schnell wird deutlich, dass Isaacs 10.-Klasse-Zeugnis in Deutschland nicht anerkannt wird. „Aber meine Eltern haben es doch extra für 400 Euro von den libanesischen Behörden beglaubigen und übersetzen lassen, damit seine Gültigkeit bewiesen ist“, wirft Isaac aufgeregt in die Runde. Nach etlichen Gesprächen mit den Lehrern des 17-Jährigen wird beschlossen, dass er die 10. Klasse an dem Gymnasium Bürgerwiese im Schuljahr 2016/17 wiederholt, um danach eventuell den Übergang in die Oberstufe meistern zu können.

Isaac und seinem Vater fällt es dennoch schwer, die an sich positive Entscheidung zu akzeptieren. Bei einem gemeinsamen Essen in der Wohnung der Familie Ouanes erklärt mir Isaacs

Vater, dass es in arabischen Ländern vollkommen unüblich sei, mit einem Alter von über 18 noch die Schule zu besuchen. Trotzdem freut sich der Junge natürlich über die neue Chance. Jana und ihre Mutter haben arabisch gekocht. Neben gefüllten Weinblättern sowie Reis mit Hähnchen gibt es Fladenbrot, orientalisches Gebäck und deutsches, paniertes Schnitzel, welches jedoch aus Puten- und nicht aus Schweinefleisch zubereitet ist. In dem Mehrfamilienhaus leben Dresdner und mehrere Flüchtlingsfamilien. An den Wohnungstüren der Ausländer sind keine Namensschilder zu finden. „Unsere Nachbarin konnte uns zunächst nicht leiden. Hat immer mit der Polizei gedroht, wenn es durch meine kleinen Geschwister etwas lauter wurde“, berichtet Jana, „vor ein paar Tagen haben wir ihr ein typisch arabisches Essen gekocht und vorbeigebracht. Seitdem ist sie wesentlich freundlicher zu uns.“

Nach dem üppigen Essen holt Isaac eine Shisha hervor. Wir unterhalten uns und rauchen orientalische Wasserpfeife. Alle 15 Minuten schaut die Mutter ins Zimmer, bringt uns stark gezuckerten Tee oder Apfelsaft und zieht sich lautlos zurück. Dem Vater begegne ich noch einmal bei der Verabschiedung, welche sehr herzlich ausfällt. Im Libanon arbeitete er als Mathelehrer. Das Nichtstun lässt ihn verzweifeln. In zwei

Doch solch einfache Gesten und der Mut Vorurteile abzubauen sind erste Schritte.

Monaten muss die Aufenthaltserlaubnis der Großfamilie erneut verlängert werden. Alle sechs Monate erhalten die Acht einen neuen Ausweis, da der Prozess um ihren Asylantrag noch nicht abgeschlossen ist. Mein Kinoerlebnis mit Jana und Isaac, welches so gegensätzlich zur ihrer Religionsauffassung steht, zeigt, dass sie mit der deutschen Normalität umgehen können. Fast drei Monate dauerte meine Recherche-Reise zu unseren neuen Nachbarn aus dem Morgenland in Dresden – ein „Sozialpraktikum“ der besonderen Art. Freundschaften sind entstanden, trotz Sprachbarrieren und kultureller Unterschiede. Ob Amir aus Damaskus, Hasan und Shirin aus Aleppo und die palästinensische Familie Ouanes sich wirklich einmal als Teil der deutschen Gesellschaft fühlen werden, das ist mein Fazit, hängt stark von ihrem Zugang zur deutschen Sprache und Kultur sowie zu den Bildungs- und Arbeitsmöglichkeiten ab. Gelingt dies nicht, besteht die Gefahr, dass sich eine Parallelgesellschaft mit ganz eigenen Gesetzen herausbildet, wie man sie in einigen Großstädten Europas jetzt schon finden kann. Zum Weihnachtsfest sendet mir Amir per SMS ein Bild: zwei Türme umarmen sich, auf dem einen ist ein Kreuz und auf dem anderen ein Halbmond zu sehen. Zu kitschig und viel zu pathetisch werden einige von uns denken, die anderen den Absender kopfschüttelnd belächeln, vielleicht sogar als Spinner bezeichnen. Doch solch einfache Gesten und der Mut Vorurteile abzubauen sind erste Schritte. Dies betrifft Deutsche und Asylsuchende gleichermaßen. Fest steht bislang nur: unsere Gesellschaft wird eine andere werden.

(Die Namen, außer der von unserer Schulleiterin, wurden in dieser Reportage auf ausdrücklichen Wunsch der zuständigen Hilfsorganisatoren anonymisiert. Die Flüchtlinge selbst hielten dies nicht unbedingt für notwendig. Auch das sagt viel über die sächsische Situation aus.) •